

Die letzte Kiya



www.impressbooks.de

Die Macht der Gefühle

Alle Rechte vorbehalten.

Unbefugte Nutzungen, wie etwa Vervielfältigung, Verbreitung, Speicherung oder Übertragung, können zivil- oder strafrechtlich verfolgt werden.

In diesem E-Book befinden sich eventuell Verlinkungen zu Webseiten Dritter. Bitte haben Sie Verständnis dafür, dass sich die Carlsen Verlag GmbH die Inhalte Dritter nicht zu eigen macht, für die Inhalte nicht verantwortlich ist und keine Haftung übernimmt.

Impress

Ein Imprint der CARLSEN Verlag GmbH

© der Originalausgabe by CARLSEN Verlag GmbH,
Hamburg 2021

Text © Alexandra Lehnert, 2019, 2020

Lektorat: Dietlind Koch, Wencke Woitzik

Coverbild: shutterstock.com / © Daria_Cherry / © Wlad74 /

© Zabotnova Inna / © Naz-3D

Covergestaltung der Einzelbände: formlabor

Gestaltung E-Book-Template: Gunta Lauck / Derya Yildirim

Satz und E-Book-Umsetzung: readbox publishing,

Dortmund

ISBN 978-3-646-60613-3

www.carlsen.de

ALEXANDRA LEHNERT

Die letzte Kiya

Schattenerbe

I M
P R E
S S



Impress

Die Macht der Gefühle

Impress ist ein Imprint des Carlsen Verlags und publiziert romantische und fantastische Romane für junge Erwachsene.

Wer nach Geschichten zum Mitverlieben in den beliebten Genres Romantasy, Coming-of-Age oder New Adult Romance sucht, ist bei uns genau richtig. Mit viel Gefühl, bittersüßer Stimmung und starken Heldinnen entführen wir unsere Leser*innen in die grenzenlosen Weiten fesselnder Buchwelten.

Tauch ab und lass die Realität weit hinter dir.

Jetzt anmelden!



Jetzt Fan werden!



Alexandra Lehnert

Die letzte Kiya 1: Schattenerbe

****Royal Vampires – Bist du bereit für das Erbe der Nacht?**)**

Lilya trifft auf der Ranch ihrer Eltern einen Gast, dessen gefährliche und unnahbare Ausstrahlung all ihre Alarmglocken läuten lässt. Ihr Gefühl trügt sie nicht: Dimitri ist der Kronprinz eines uralten Vampirgeschlechts und schon seit Jahrzehnten auf der Suche nach ihr – der Thronerbin eines anderen Königshauses. Sie ist die Einzige, die ihm helfen kann, die Ordnung der verfeindeten Vampirrassen wiederherzustellen. Aber in dieser Welt gibt es strenge Regeln und ihre verbotene Liebe zu Dimitri zwingt Lilya dazu, mehr zu opfern, als sie bereit ist ...

Wohin soll es gehen?



Buch lesen



Vita



Danksagung



Das könnte dir auch gefallen



© privat

Alexandra Lehnert, geboren im April 1995 im wunderschönen Franken, entdeckte ihre Leidenschaft fürs Lesen und Schreiben bereits in ihrer Kindheit. Nach dem Abitur hat sie eine Ausbildung zur Steuerfachangestellten abgeschlossen, merkte jedoch schnell, dass sie in dem Bürojob nicht glücklich werden würde. Die heute 24-Jährige macht nun eine Ausbildung zur Erzieherin und taucht in ihrer Freizeit am liebsten in fremde Welten ein.

Für Kristina,
weil dieses Wunder ohne dich nicht wahr geworden wäre.

1

TEXAS



I. KAPITEL



Dimitri

»Braucht Ihr noch etwas, Hoheit?« Sarahs leise Stimme drang an mein Ohr.

»Momentan nicht«, grummelte ich, ohne den Blick von dem Jahresbericht vor mir zu lösen. Ich blätterte auf die nächste Seite und untersuchte die Fotos und Namen der abgebildeten Schüler. Erst nach einer Weile fiel mir auf, dass Sarah immer noch auf dem Boden kniete.

»Was ist?«, fragte ich genervt, als sie keine Anstalten machte, das Zimmer zu verlassen.

»Ich ... ich weiß, es steht mir nicht frei, darüber zu reden, aber ...«

»Dann solltest du es auch nicht tun«, unterbrach ich sie barsch.

Sie zuckte erschrocken zusammen, den Blick immer noch auf den Fußboden geheftet.

»Natürlich ... aber ... aber wir sind jetzt seit fast zwei Jahren unterwegs ... Ich wollte nur wissen, ob ersichtlich ist, wann wir zurückkehren.«

Ich klappte das Heft zu und legte es auf dem Couchtisch ab.

»Ach, hast du etwa Heimweh? Gefällt es dir nicht, mit uns unterwegs zu sein? Du solltest dich glücklich schätzen, uns auf der Reise begleiten zu dürfen.«

»Das tue ich auch«, sagte sie schnell. »Ich habe mir nur Sorgen um meine Familie gemacht. Sie wissen nicht, ob sie mich jemals wiedersehen.«

»Warum solltest du dir Sorgen machen? Hast du etwa Grund zu der Annahme, dass ihnen zu Hause etwas passieren könnte?« Ich wusste, wem aus ihrer Familie die Sorge galt. Ich selbst war mir nicht sicher, ob ihr Bruder noch leben würde, wenn wir zurückkehrten.

»Mein Bruder hat morgen Geburtstag. Ich dachte ... nun ja, vielleicht wäre es möglich, in Erfahrung zu bringen, ob es ihnen allen gut geht.« Nervös wickelte sie sich eine dunkelblonde Haarsträhne um den Finger.

»Verstehe. Und wenn dem nicht so ist? Du nützt uns nichts, wenn du nur Trübsal bläst, falls du erfährst, dass dein Bruder schlussendlich doch in seinen Tod gerannt ist.« Offensichtlich trafen meine Worte sie hart, denn sie zuckte zusammen.

»Das werde ich nicht. Bitte«, flehte sie mit brüchiger Stimme.

»Betteln nützt dir auch nichts!« Ich lehnte mich nach vorn und setzte ein eiskaltes Grinsen auf. »Sieh mich an«, wies ich sie an. Widerwillig hob sie den Kopf und ihr Blick aus grünen Augen begegnete meinem. Die Angst stand ihr ins Gesicht geschrieben und Tränen glitzerten in ihren Augen. »Wenn du noch einmal deine Grenzen überschreitest, wird dich deine Familie tatsächlich niemals wiedersehen. Hast du das verstanden?«

Sie keuchte und sah zu Boden. »Selbstverständlich. Bitte verzeiht mir, Hoheit.«

»Was bist du?«, fragte ich abschätzig.

»Nur eine wertlose Sklavin, Hoheit.«

»Und was bin ich?«

»Ein ehrenwerter Prinz, Hoheit«, antwortete sie ehrfürchtig, dennoch entging mir der unterschwellige Hass in ihrer gepressten Stimme nicht.

»Sehr richtig. Vergiss das nie wieder.« Ich schlug das Heft erneut auf.
»Du kannst jetzt gehen.«

»Danke, Hoheit.« Hastig stand sie auf, verbeugte sich und eilte aus dem Zimmer. Ich blickte ihr noch einen Moment hinterher, dann wollte ich mich wieder an die Arbeit machen, wurde aber erneut unterbrochen, als mein Begleiter Sascha die Hotelsuite betrat.

»Na, was Hilfreiches gefunden?«, fragte er.

»Natürlich nicht.« Genervt warf ich die Hefte in den Mülleimer neben der Couch. Sascha holte sie jedoch kopfschüttelnd wieder heraus.

»Dimitri, ich hatte doch gesagt, dass wir sie nicht einfach wegschmeißen. Wie sieht das denn aus, wenn wir in jedem Hotelzimmer einen Haufen Jahresberichte der umliegenden Schulen und Universitäten zurücklassen?«

»Als ob sich irgendein Mensch dafür interessiert, was wir wegschmeißen!«

»Trotzdem müssen wir uns nicht auffällig verhalten. Gerade du benimmst dich manchmal wie ein kranker Massenmörder, der an einer Schule Amok laufen will und sich schon mal seine Opfer aussucht«, bemerkte er vorwurfsvoll.

Ich grinste breit. »Bin ich das denn nicht?«

Statt einer Antwort verdrehte Sascha nur die Augen und packte die Hefte in eine Tüte, um sie später nach und nach irgendwo

wegzuschmeißen. Meistens bewunderte ich ihn für diese Gründlichkeit, doch manchmal übertrieb er auch. Trotzdem hatte er recht damit, dass wir aufpassen mussten, welche Spuren wir hinterließen. Nicht wegen der Menschen, sondern vielmehr wegen unserer eigenen Rasse.

»Also können wir aufbrechen? Die ersten Vorlesungen beginnen bald«, stellte ich mit einem Blick aufs Handydisplay fest und stand auf.

»Klar ...« Saschas nicht vorhandene Begeisterung war deutlich herauszuhören. Bei mir sah es nicht viel besser aus, aber die Aussicht, aus diesem öden Hotelzimmer zu kommen, hob meine Laune ein wenig. Zumindest für den Augenblick.

»Bloß nicht so stürmisch, Mann.« Ich verpasste Sascha einen freundschaftlichen Boxhieb auf den Oberarm und holte meine Jacke.

»Darf ich einem von Ihnen noch etwas bringen?«

Genervt schüttelte ich den Kopf und warf dem Kellner einen eiskalten Blick zu, der ihn schnell wieder verschwinden ließ.

»Der arme Kerl hat dir nichts getan, Dimitri. Lass deine Wut nicht an ihm aus.«

Ich lenkte meine Aufmerksamkeit wieder auf mein Gegenüber. Sascha schaute mich missbilligend an.

»Tut mir leid, dass wir nicht alle immer so gut drauf sein können wie du«, antwortete ich gereizt.

Sascha verdrehte die Augen. Das tat er auffallend häufig in meiner Gegenwart. »Du solltest aufhören, deine ganze Energie auf diese Suche zu

verschwenden. Das verdirbt dir nur dauerhaft die Laune. Du wirst ihn nicht finden.«

Es war klar, dass er wieder auf diesem Thema herumritt, nachdem wir heute in der Universität keine Hinweise entdeckt hatten.

»Ich habe es dir schon tausend Mal gesagt. Lass das meine Sorge sein.« Gedankenverloren drehte ich das leere Glas vor mir hin und her. Mir war nicht nach einer Diskussion zumute. Texas war der letzte Bundesstaat, dann hatten wir auch die gesamten USA abgesucht. Anschließend würden wir weiter nach Mexiko reisen und Südamerika durchkämmen. Meine Hoffnung schwand von Tag zu Tag mehr, aber die Suche abubrechen war keine Option. Fast fünfzehn Jahre lang hatte ich nichts anderes getan, als vermeintlich sinnlos durch die Welt zu reisen. Wie würde mein Volk reagieren, wenn ich mit leeren Händen zurückkäme? Diese Schmach wollte ich nicht erleben, dafür war mein Stolz viel zu groß. Eher würde ich mit der Suche immer wieder von vorn beginnen.

Sascha gab jedoch nicht nach. »Das Ganze bringt nichts. Anisyas Kind kann überall auf der Welt sein. Sie starb vor fast zwanzig Jahren. Wenn es tatsächlich stimmt, dass sie etwas mit einem Menschen hatte und ein Sohn aus dieser Verbindung entstanden ist, wird sie gut dafür gesorgt haben, dass ihn niemand finden kann. Das Kind müsste mittlerweile neunzehn oder zwanzig Jahre alt sein. Genau wissen wir es nicht. Das heißt, wir müssen alle Unis absuchen. Vorausgesetzt, dass *er* aufs College oder eine Universität geht. Und da Jugendliche häufig zum Studieren in eine andere Stadt ziehen, könnten wir mit unserer Suche gleich von vorn anfangen oder wir kontrollieren wie bisher die vergangenen Highschool-Jahrgänge. Wie willst du ihn überhaupt erkennen, wenn du ihn siehst? Wenn er zur Hälfte ein Mensch ist, könnte die Gefahr durchaus bestehen,

dass keine typischen Merkmale der Kiye zu erkennen sind. Das Kind könnte im tiefsten Urwald aufwachsen oder in einer Großstadt. Findest du nicht, es ist an der Zeit, aufzugeben und sich um Wichtigeres zu kümmern?»

Ich fixierte einen Punkt an der Wand und vermied es, Sascha anzusehen. Er zählte alle Probleme auf, die mir jeden Tag durch den Kopf gingen, und das brachte meine Laune wirklich auf den Tiefpunkt.

»Ich weiß das alles. Aber ich werde nicht aufgeben. Eines Tages werde ich den letzten Nachfahren ihrer Familie finden. Ich lasse nicht zu, dass Valentins Spione vor mir erfolgreich sind.«

»Bitte, Prinz Dimitri ...« Er senkte die Stimme und sah mich über den Tisch hinweg eindringlich an. »Denk darüber nach, welche Pflichten du deinem Volk gegenüber hast. Du reist seit Jahren durch die Welt auf der Suche nach jemandem, dessen Existenz noch nicht einmal bewiesen ist. Wir können Valentin auch auf andere Art und Weise besiegen. Das Rätsel wird sich auf lange Sicht von allein lösen. Anisyas Sohn wird immerhin in den nächsten Jahren erwachen. Irgendwann wird er auftauchen, wenn es ihn tatsächlich gibt.«

»So lange will ich aber nicht warten!«, antwortete ich gereizt. Ich wusste, dass ich mich wie ein trotziges Kind anhören musste, das sein Spielzeug nicht bekam. Nur waren Ausraster von Kindern nicht so tödlich wie meine.

»Dimitri, du weißt, dass ich dir überallhin folgen werde. Wenn du es möchtest, reise ich auch die nächsten Jahrhunderte an deiner Seite durch die Welt. Ich werde mit dir jede Stadt und jedes Dorf überprüfen, das habe ich dir immerhin geschworen, aber ich mache mir langsam Sorgen um dich. Gib dich bitte nicht selbst auf. Du bist unser Prinz, unser

rechtmäßiger König. Egal, wie die Sache hier ausgeht, wir brauchen dich.« Er sah mich eindringlich an. »Es ist deine Aufgabe, Valentin zu stürzen. Lauf nicht vor der Verantwortung davon, nur weil du damals versagt hast.«

Saschas letzte Worte brachten mein Blut endgültig zum Kochen.

»Ich habe nicht versagt!«, brüllte ich und sprang vom Stuhl auf. Die anderen Gäste blickten neugierig in unsere Richtung, wie in Erwartung eines Spektakels. Einen Moment lang war ich versucht, ihnen genau das zu geben. Eine Schlägerei, eine Randal. Einfach mal wieder Dampf ablassen. Das hatte ich schon viel zu lang nicht mehr getan. Ich wüsste zu gerne, wie der beherrschte Sascha reagieren würde, wenn ich mich auf ihn stürzte. Aber es war vermutlich unklug, noch mehr Aufsehen zu erregen. Sonst würden die Leute anfangen, ihre Handys auszupacken und zu filmen. Ich wollte lieber nicht an die Konsequenzen denken, wenn mein Volk im Internet eine Schlägerei von mir und meinem Gefährten fände. Valentin zumindest würde sich köstlich amüsieren. Und alle Zeugen im Restaurant gleich mit zu erledigen war vielleicht auch zu viel des Guten. Also riss ich mich zusammen und stürmte wortlos aus dem Lokal.

An der frischen Luft beruhigte ich mich langsam wieder. Die kleine Kneipe lag in einer ruhigen Seitenstraße, somit begegnete mir niemand, während ich über den Gehweg schlenderte. Sascha war mir inzwischen hinterhergeeilt. Ich spürte, dass er mir mit ein paar Metern Abstand folgte.

Auch wenn ich sauer auf ihn war, ließ er mich doch niemals allein. Er war der beste Freund, den ich hatte. Vielleicht sogar der einzige. Doch das würde ich niemals zugeben. Alle anderen, mit denen ich Kontakt hatte,

arbeiteten lediglich für mich. Nur ungern baute ich eine Beziehung zu Fremden auf. Ich war ein Einzelgänger. Insgeheim sah ich Sascha nicht als Untergebenen, sondern tatsächlich als Freund an. Ich war mir aber sicher, dass er es wusste, auch wenn ich es nicht sagte. Schließlich gestattete ich ihm Bemerkungen wie die von eben, ohne ihn umzubringen.

Seufzend blieb ich stehen und gab Sascha ein Zeichen, dass er zu mir aufschließen durfte. Er stellte sich neben mich und hielt respektvoll den Kopf gesenkt. Bevor er sich entschuldigen würde, kam ich ihm zuvor.

»Tut mir leid, Sascha. Du hast nur Tatsachen genannt, ich hätte deshalb nicht laut werden dürfen.«

Überrascht sah er auf. »Wieso glaubst du, mir eine Entschuldigung schuldig zu sein?« Seine Augen, die den gleichen Branton wie meine hatten, musterten mich fragend. Für Außenstehende wirkten wir vermutlich wie Brüder. Die gleichen dunkelbraunen Augen und Haare, die ähnliche Statur – groß und muskulös. In unserem Volk, den Djiye, sahen wir uns alle ähnlich. Theoretisch waren wir auch eine große Familie. Trotzdem gab es zwischen uns genug Unterschiede, zum Beispiel in den Gesichtszügen, die man erkennen konnte, wenn man genau hinsah. Die meisten Menschen machten sich nur nicht die Mühe, auf Details zu achten. Wie bei Europäern, für die alle Asiaten gleich aussahen.

»Ich weiß, dass ich das nicht bin. Aber ich wünsche mir von dir Ehrlichkeit, dann sollte ich nicht so reagieren, wenn ich sie höre.«

Ein Lächeln huschte über Saschas Gesicht. »Danke. Das bedeutet mir viel. Aber wie du sicher weißt, nehme ich dir deine Ausraster nicht übel. Ich bin froh, dass ich nicht an deiner Stelle stehe und so viel Verantwortung trage. Da sei dir deine schlechte Laune verziehen.«

Dankbar klopfte ich ihm auf die Schulter und nickte knapp. »Ich verstehe.«

Ich wollte noch etwas sagen, da bog eine Gruppe Jugendlicher in die Gasse ein. Vier Jungs und zwei Mädchen, die aussahen, als wären sie auf dem Weg von einer wilden Party zur nächsten. Normalerweise würde ich der Gruppe keine weitere Beachtung schenken, doch einer der Jungs weckte mein Interesse.

Sie blieben etwa zwanzig Meter von uns entfernt stehen und die anderen Jungen und Mädchen unterhielten sich lautstark, ohne auch nur einen Blick in unsere Richtung zu werfen. Der eine Kerl jedoch sah mir direkt in die Augen. Ich bemerkte sofort, dass er kein normaler Teenager sein konnte. Er war ein unerweckter Djiyo, der vermutlich unter den Menschen aufwuchs. Seinem Blick nach zu urteilen erkannte er mich auch. Abschätzig musterte er mich von oben bis unten, bevor sein Blick wieder an meinem Gesicht haften blieb.

Wut kochte in mir hoch. Ich hasste es, wie schlecht meine eigene Rasse von mir dachte. Ich war sein Kronprinz, er hatte sich mir gegenüber gefälligst respektvoll zu verhalten. Zornig ballte ich die Hände zu Fäusten und machte einen Schritt auf ihn zu. Ich würde diesem Wicht eine Lektion erteilen.

Sascha schien meine Absicht erraten zu haben, denn er griff nach meinem Arm und zog mich zurück. Diese kleine Geste reichte wie immer, um mich zurück auf den Boden der Tatsachen zu bringen. Schnaubend warf ich dem Jungen noch einen finsternen Blick zu, befreite mich aus Saschas Griff und marschierte in die entgegengesetzte Richtung.

Zwei Straßen weiter, wo wir unsere Mietwagen geparkt hatten, blieben wir schließlich stehen.

»Welch unangenehme Begegnung«, meinte Sascha und lehnte sich an seinen weißen Chrysler. »Hoffentlich macht es nicht die Runde, dass wir hier sind.«

»Mhh«, grummelte ich. »Ich hasse dich dafür, dass du mich immer zwingst, das Richtige zu tun. Ich hätte diesen Wicht auseinandernehmen sollen.«

»Nein, hättest du nicht – und das weißt du genau. Die Leute haben ohnehin schon ein schlechtes Bild von dir. Verschlimmere es nicht, indem du wehrlose Kinder verprügelst.«

»Pah, wehrlose Kinder! Respektlose und unerzogene Bälger sind das. Sind die Eltern etwa nicht mehr in der Lage, ihren Kindern Manieren beizubringen? Oder ist das der Einfluss der Menschen, unter dem viele von ihnen aufwachsen?«

»Zeiten ändern sich nun mal. Er war jung und hat mit seinen Freunden Party gemacht. Du konntest den Alkohol doch ebenfalls riechen. Diese Phase der Rebellion hattest du auch. Wären wir ihm allein begegnet, wäre er sicher vor lauter Angst vor dir auf die Knie gesunken.«

Bei dem Gedanken musste ich schmunzeln. Tatsächlich fühlten sie sich in einer Gruppe – selbst wenn sie nur aus Menschen bestand – ziemlich sicher, wohingegen einzelne Djiye nicht schnell genug das Weite suchen konnten. Hin und wieder begegneten wir während der Reise auch Siye. Vor allem bei unseren Recherchen in den Universitäten. Im Gegensatz zu meiner Rasse hatten sie das Wort »Respekt« offensichtlich noch nicht verlernt. Keiner von ihnen würde sich mir gegenüber jemals unangemessen verhalten.

»Nun gut, für heute sparen wir uns die Maßregelung.« Nach einer kurzen Pause wechselte ich das Thema, um mich abzulenken. »Also, wie

sieht der Plan für die nächsten Tage aus? Die Schulen und Universitäten hier in Dallas haben wir alle überprüft. Welche kommen als Nächstes dran?»

»Ich habe eine Liste mit den Schulen in der umliegenden Gegend erstellt. Da nächste Woche Ferien sind, wird es jedoch wenig Sinn machen, sie zu besuchen«, erklärte Sascha.

»Oh, verdammt.« Stöhnend legte ich den Kopf in den Nacken. »Du hast recht, es ist Spring Break. Das hatte ich ganz vergessen.«

Sascha lachte. »Ach komm, so schlimm ist das doch nicht. Das heißt, es gibt eine Menge Partys. Vielleicht sollten wir uns einfach unter das Volk mischen. Dort können wir genauso nach Anisyas Sohn Ausschau halten. Und außerdem würde dir ein bisschen Spaß sicher nicht schaden.« Er zwinkerte vergnügt, doch ich verdrehte nur stöhnend die Augen.

»Und dabei noch mehr Typen wie dem von eben begegnen? Da bräuchte ich aber sehr viel Alkohol, damit es kein Blutbad gibt. Aber meinerwegen, ich habe ja schließlich einen Aufpasser dabei.« Ich warf ihm ein breites Grinsen zu. »Seit wann freut sich mein *Siyo* eigentlich über Partys?»

»Oh, fang nicht wieder damit an«, meinte er vorwurfsvoll, konnte sich ein kleines Lächeln aber nicht verkneifen.

Ich hob beschwichtigend die Hände. »Sorry, aber es fasziniert mich immer wieder aufs Neue. Abgesehen von den optischen Merkmalen der *Djiye* haben wir irgendwie keine Gemeinsamkeiten. Ich glaube immer noch, dass deine Eltern *Siye* sind.« Sascha war ein sehr guter Krieger, doch aufgrund seines Charakters verspottete ich ihn oft, dass er ein Kind der *Siye* wäre, denn diese Rasse zeichnete sich anders als die *Djiye* durch Sanftmut und Vernunft aus.

»Jaja, mach dich nur lustig. Sei froh, dass die charakterlichen Eigenschaften bei mir nicht so ausgeprägt sind, ansonsten hättest du wirklich niemanden, der auf dich aufpasst.«

»Wohl wahr.« Amüsiert schüttelte ich den Kopf. »Also zurück zu ernsteren Themen. Wir sollten morgen noch mal zum Flugplatz fahren, unser restliches Zeug holen und Bescheid geben, dass wir länger bleiben. Bei der Gelegenheit können wir auch die Befragung erledigen.«

»Natürlich. Fahren wir jetzt zurück zum Hotel?«

Ich schüttelte den Kopf. »Fahr du ruhig schon. Ich will noch ein bisschen den Kopf frei bekommen.«

Sascha musterte mich skeptisch, hielt sich aber mit einem Kommentar zurück. »Verstehe.« Er verbeugte sich leicht und stieg in den Wagen. Ich hob eine Hand zum Abschied, nahm aber nicht meinen schwarzen Ford Mustang, sondern ging zu Fuß weiter Richtung Innenstadt.



2. KAPITEL



Lilya

Ich werde verfolgt. Jede Faser meines Körpers drängt mich zur Flucht, doch ich bin zu langsam, um meine Verfolger abzuschütteln.

Seit Tagen bin ich auf den Beinen. Ich muss mich endlich ausruhen und wieder zu Kräften kommen. Keuchend bleibe ich an einer dunklen Straßenkreuzung stehen und schaue mich um. Die Monster verstecken sich. Treiben mich vor sich her, wie das Raubtier seine Beute.

Dabei sollte ich das Raubtier sein. Diese Monster sind dumm und schwach, doch sie können mir in meinem momentanen Zustand sehr gefährlich werden. Vor allem, wenn sie in der Gruppe angreifen.

Mir bleibt keine Zeit mehr zu Atem zu kommen, denn ich bemerke, wie sie mich umzingeln. Ein Dutzend dieser widerlichen Kreaturen schleicht langsam auf mich zu. Allein werde ich sie niemals besiegen können. Panisch lege ich eine Hand auf meinen gewölbten Bauch. Ich darf jetzt nicht sterben!

Ich fauche wütend und starre in ihre toten ausdruckslosen Augen. Ein Wimpernschlag vergeht, dann greifen sie an.

»Hey, Miss, wachen Sie auf!«

Erschrocken öffnete ich die Augen und blickte in das Gesicht einer hübschen Stewardess, die mich am Arm gepackt hatte.

»Was ist los?«, fragte ich ein wenig desorientiert.

»Sie haben offensichtlich schlecht geträumt. Ist alles in Ordnung mit Ihnen?«

Sie hielt mir ein Glas Wasser hin und lächelte. Dankbar nahm ich es entgegen und trank einen Schluck.

»Ja, danke, alles okay.« Ich rieb mir verschlafen die Augen. Verdammt, es war schon wieder passiert. Ich hatte nur kurz die Augen zumachen wollen und war wohl eingenickt.

Die Stewardess nickte und ging wieder. Die anderen Passagiere in meiner Nähe warfen mir jedoch noch eine Weile seltsame Blicke zu.

So viel Aufmerksamkeit hatte nicht einmal der ältere Mann zwei Reihen vor mir erhalten, der vorher lauthals geschnarcht hatte, oder die durchgehend schreienden Babys in den hintersten Reihen. Hatte ich geschrien, im Schlaf geredet oder sogar um mich geschlagen? Ich wusste es nicht und würde mich hüten, meine Sitznachbarn danach zu fragen. Das war wirklich zu peinlich. Mit hochrotem Kopf versank ich tief im Sitz. Ich konnte nirgendwo mehr in Ruhe schlafen. Seit einigen Monaten plagten mich diese schrecklichen Alpträume und langsam machte ich mir wirklich Sorgen deswegen.

Als kurze Zeit später die Ansnallzeichen aufleuchteten und eine Durchsage erklang, war der Albtraum vor meinem inneren Auge schon fast verblasst und ich konnte mich wieder entspannen. Auch die anderen Passagiere hatten ihr Interesse an mir verloren. *Bald bin ich zu Hause*, dachte ich freudig und sah aus dem Fenster, während wir in den

Landeanflug gingen. Die Spitzen der Hochhäuser von Dallas verschwanden aus meinem Blickfeld, als wir genau auf sie zusteuerten. Sehnsüchtig bewunderte ich die umliegende Landschaft der Großstadt. Meine Heimat. Ich kannte die Umgebung in- und auswendig, immerhin hatte ich sie Tausende Male erkundet, sowohl auf dem Rücken meiner Pferde als auch aus der Luft mit meinen Flugzeugen.

Ungeduldig trat ich von einem Fuß auf den anderen. Dutzende Urlauber tummelten sich auf dem Flughafengelände von Dallas. Es war Freitagabend und nächste Woche Spring Break. Viele flogen in die Ferien oder nach Hause, so wie ich. Gedankenverloren betrachtete ich, wie Menschenmassen aus dem Gebäude hetzten und sich die einen auf den Weg zu einem Taxi oder Bus machten, während die anderen von Verwandten oder Freunden abgeholt wurden. Ein Empfangskomitee mit bunten Ballons und Willkommensschildern lief an mir vorbei. Auf mich wartete niemand. Ich trat von einem Fuß auf den anderen. Immer wieder zog ich mein Handy aus der Hosentasche und warf einen Blick aufs Display. Bereits Viertel nach acht. Er kam zu spät.

Seufzend zog ich meinen roten Trolley zu der nächsten Bank und durchwühlte meine Handtasche nach etwas Süßem. Nachdem ich eine Tüte Bonbons gefunden hatte, stellte ich mich auf eine längere Wartezeit ein. Da hatte der Flug bereits zwanzig Minuten Verspätung gehabt und trotzdem kam er zu spät. Das war ungewöhnlich. Normalerweise musste ich mich beeilen aus dem Gebäude zu kommen, weil er bereits viel zu früh da war.

Dass er sich heute ein wenig verspäten könnte, hatte er vorhin aber noch geschrieben. Ansonsten hätte ich mir jetzt ziemliche Sorgen gemacht.

Weitere zehn Minuten vergingen, dann erblickte ich zwischen den ankommenden Autos endlich den dunklen Jeep meines Vaters. Er parkte den Wagen am Straßenrand, stieg aus und winkte mir zu. Als ich am Wagen ankam, ließ ich den Koffer stehen und warf mich in die Arme meines Vaters.

»Daaad! Ich freue mich so dich zu sehen.«

»Oh, Lilya, mein kleines Mädchen. Es ist schön, dass du wieder hier bist.« Er drückte mich an sich und ich hatte das Gefühl, dass er mich auch nie wieder loslassen wollte. »Tut mir wirklich leid für die Verspätung«, entschuldigte er sich, verriet aber den Grund dafür nicht. »Na, wie war der Flug?«, fragte er stattdessen, nachdem er mich wieder losgelassen und sich meinen Koffer geschnappt hatte.

»Sehr ruhig«, antwortete ich schulterzuckend und verschwieg die Strapazen der Reise.

»Ich glaube, du willst wieder hier einziehen, kann das sein?«, meinte er schmunzelnd, als er dabei war, meinen schweren Koffer auf die Ladefläche zu hieven.

»Man weiß nie, was man braucht.« In der Hinsicht war ich auch nur ein ganz normales Mädchen. Allerdings hatte ich viele Bücher eingepackt, nachdem ich mir vorgenommen hatte, die nächste Woche über zu lernen. Das hatte mir zumindest meine Freundin Rachel geraten. Es sollte mich von anderen Dingen, vor allem von jeglichen Gedanken an meinen Ex-Freund, ablenken.

Ich ließ mich auf dem Beifahrersitz nieder und mein Vater fädelt sich wieder in den Verkehr ein. Bis zu unserer Ranch stand uns noch eine neunzigminütige Autofahrt bevor.

»Ist schön, wieder hier zu sein«, meinte ich, als die weite Landschaft von Texas an uns vorbeizog.

»Vor allem die angenehmeren Temperaturen hast du vermisst, was?« Er warf einen Blick auf meine dicke Winterjacke, die ich direkt auf den Rücksitz geworfen hatte.

»O ja. In New York ist das Wetter aktuell wieder eine Katastrophe.« Nachts sank die Temperatur immer noch unter den Gefrierpunkt. Allein bei dem Gedanken daran fröstelte ich. Ein Blick auf die Temperaturanzeige des Jeeps verriet mir, dass wir hier bereits siebzehn Grad erreicht hatten, was mir deutlich lieber war als das nasskalte Wetter an meinem zweiten Wohnort. Ich hatte meine Heimat wirklich sehr vermisst. Zuletzt war ich an Weihnachten hier gewesen, was definitiv zu lange her war. Nicht nur wegen des Wetters.

»Und gibt's was Neues auf der Ranch, Dad?«

»Nein, alles beim Alten. Es war sehr ruhig ohne dich.« Er zwinkerte mir zu.

»Du hast mir auch gefehlt«, antwortete ich schmunzelnd. »Und Mom und Malyk«, fügte ich leise hinzu. Wehmütig dachte ich daran, dass ich sie erst in einigen Wochen wiedersehen würde. Ich hatte vor ein paar Tagen erfahren, dass sie beide über Spring Break nicht ebenfalls nach Texas kommen würden, sondern in Europa blieben.

Wir hielten an einer Kreuzung und mein Vater warf mir einen vielsagenden Blick zu. »Ich vermisse deine Mutter und deinen Bruder auch. Aber bei unserem Australienurlaub werden sie beide dabei sein. Wir

haben also etwas, worauf wir uns freuen können.« Dass er sich genauso freute, bezweifelte ich stark, sagte allerdings nichts dazu.

»Ja, ich weiß. Ich kann es kaum erwarten, dass es losgeht.« Ich freute mich nicht nur, den Rest meiner Familie wiedersehen zu können, sondern auch endlich mal die USA zu verlassen. Bisher hatten wir unsere Urlaube nicht weit weg von zu Hause verbracht. Dabei war mein Vater beruflich auf der ganzen Welt unterwegs, meine Mutter leitete inzwischen ein Hotel in Deutschland und mein Bruder besuchte seit Jahren ein Internat in der Schweiz. Nur ich hatte das Gefühl, irgendwie hier festzusitzen, was sich aber zumindest deutlich gebessert hatte, nachdem mein Dad mir nach der Highschool erlaubt hatte, in New York zu studieren.

»Hast du denn schon Pläne für die Reise?«, unterbrach er meine Gedanken.

»Nicht direkt. Ich will einfach alles sehen und machen. Vom Surfen bis zu einer Tour durchs Outback.«

»Klingt gut. Mal sehen, was Malyk alles plant.«

Ich musste bei dem Gedanken an meinen jüngeren Bruder lächeln. Er interessierte sich seit einigen Jahren für nichts anderes mehr als verschiedenste Kampfsportarten. Die Pubertät schien er irgendwie ausgelassen zu haben. Sein scheinbar mangelndes Interesse an Frauen war einer der Punkte, mit dem ich ihn gerne aufzog, und wenn ich sagte, dass wir auf ein Outing von ihm warten würden, verdrehte er nur genervt die Augen und beschwerte sich, dass es auch noch Wichtigeres als Beziehungen gab.

»Wird Mom eigentlich auch nach dem Urlaub mit nach Texas oder wieder zurück nach Europa fliegen?«, fragte ich und begab mich damit auf gefährliches Terrain. Die Ehe meiner Eltern war ein schwieriges Thema,

doch ich war schließlich schon lange kein Kind mehr, dem man etwas vormachen musste.

Dad stöhnte. »Nach Europa, denke ich. Aber das werden wir noch sehen. Sie hat dort zu viel Verantwortung, die sie nicht einfach abgeben kann.«

Ich verstand die Problematik. Meine Mutter hatte das Hotel von ihren Eltern geerbt und wollte es nicht einfach verkaufen. Und mein Dad führte nach wie vor die Ranch, auch wenn er seit einiger Zeit wieder seinen alten Beruf als Pilot verfolgte, weshalb sein Bruder mehr und mehr die Arbeit auf der Ranch übernahm. Doch ich wusste, dass es sicher eine Lösung geben würde, wenn meine Eltern noch eine intakte Beziehung führten.

»Dad, wieso sprichst du mit mir nicht ehrlich über Mom?«

»Was meinst du?«, fragte er und tat ahnungslos.

»Na, was ist da los? Ihr müsst vor Malyk und mir nicht so tun, als wäre alles in Ordnung. Wir sind keine kleinen Kinder mehr und blöd auch nicht. Glaubst du wirklich, wir wüssten nicht, dass da nichts mehr läuft?«

Er legte die Stirn in Falten und blickte einige Zeit stumm auf die Straße, bevor er antwortete. »Weißt du, es ist komplizierter, als du vielleicht denkst. Deine Mutter und ich, wir hängen sehr aneinander, doch wir haben uns weiterentwickelt. Sie war doch erst fünfzehn, als sie mit dir schwanger wurde. Seitdem ist so viel passiert. Sie liebt dich und deinen Bruder über alles, doch ich schätze, sie braucht einfach mal diesen Abstand. Wir haben beide viel um die Ohren, da läuft nicht immer alles rund.«

Nachdenklich lehnte ich die Stirn gegen die kühle Scheibe und beobachtete den Sonnenuntergang in der Ferne. Auch wenn es logisch

klang, hatte ich irgendwie das Gefühl, dass hinter seinen Worten noch viel mehr steckte, als er verraten wollte ...

»Anisya?« Jurij, einer meiner vertrautesten Wächter, tritt zu mir auf die Lichtung. Ich erkenne ihn trotz der Dunkelheit der wolkenverhangenen Nacht.

»Die Männer sind zurück und wir haben Euch gesucht, um mit Euch zu sprechen.«

Ein weiterer Djiyo erscheint zwischen den Bäumen. Seinen Namen kenne ich allerdings nicht. Respektvoll hält er den Kopf gesenkt. Ich weiß, dass er schlechte Nachrichten bringt, ehe er die Worte aussprechen kann.

»Eure Hoheit, es tut mir sehr leid, Euch das mitteilen zu müssen, aber Euer Mann Yaris ist tot!«

»Nein, nein, nein!«

»Lilya! Lya, wach auf!«

Die Stimme meines Vaters drang in mein Bewusstsein und riss mich aus dem Traum. Die Dunkelheit verschwand, stattdessen musste ich gegen helles Licht anblinzeln. Seine dunklen Augen waren das Erste, was ich erkennen konnte. Er hatte sich über mich gebeugt und rüttelte mich noch immer an den Schultern. Auf seinem Gesicht zeigte sich Besorgnis und er wirkte erschöpft. Als er merkte, dass ich wach war, ließ er mich los.

»Alles in Ordnung. Es ist vorbei«, sagte er erleichtert.

Ich blinzelte erneut und sah mich vorsichtig um. Ich lag verschwitzt und keuchend im Bett. Mein Vater trat einen Schritt zurück, sodass ich